



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Die Lehren des Burenkriegs

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Lehren des Burenkriegs



n kurzer Zeit wird der Präsident der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger, auf einem Kriegsschiffe des niederländischen Mutterlandes in Europa eintreffen, der Held und der Märtyrer seines Volks zugleich. Wenn die englische Presse ihm gemeine Schimpfreden, die nur auf die Engländer selbst zurückfallen, anheftet, so wird er im gebildeten Europa mit tiefer Sympathie begrüßt werden, mag er nun als Flüchtling kommen oder als Unterhändler im Namen der beiden Republiken, die noch keineswegs geneigt zu sein scheinen, auf ihre völkerrechtliche Persönlichkeit zu verzichten. An dem Endergebnis des Kriegs wird aber Krügers Ankunft kaum etwas ändern, und auch der mit Kraft und Berwegtheit noch fortgeführte Kleinkrieg wird das schwerlich vermögen, es müßte denn noch irgend eine große auswärtige Verwicklung den Buren zu Hilfe kommen. So wird es nicht verfrüht sein, einmal die Lehren zu erörtern, die sich aus dem Burenkriege im allgemeinen und für Deutschland im besondern ergeben.

Das Tröstlichste ist dabei doch die Beobachtung, welche Macht auch heute noch in unsrer angeblich so materiellen Zeit ein großes einfaches politisches Ideal auf die Gemüter auszuüben vermag. Wäre es den Buren nur auf ihr materielles Wohlergehen angekommen, so hätten sie sich mit England leicht verständigen können; sie aber schlugen das alles in die Schanze und nahmen einen schweren Krieg auf sich, ein paarmalshunderttausend Bauern und Viehzüchter gegen die ungeheure Übermacht eines Weltreichs von 400 Millionen Menschen, nur um der Freiheit ihres Staatswesens und ihres Volkstums willen. Und dieser Kampf fand bei allen gebildeten Völkern, vornehmlich bei den Deutschen, eine so leidenschaftliche Teilnahme, daß sie alle andern Erwägungen kurzweg beiseite schob. In der Volksempfindung gab es hier wie immer in ähnlichen Fällen auf der einen Seite nur Recht, auf der andern nur Unrecht; der unschuldige Schwache sollte von dem brutalen, habgierigen Starken vergewaltigt werden. Man sah nicht oder wollte nicht sehen und will noch heute

nicht sehen, daß Unrecht und Recht, freilich zu ungleichen Teilen, auf beiden Seiten waren, daß sich hier zwei wirtschaftliche Kulturen, eine höhere und eine niedere gegenüberstanden, und daß in solchen Fällen die höhere zu siegen pflegt. Auch die Dietmarscher Bauern haben die Unabhängigkeit ihres uralten Geschlechterstaats gegenüber dem schleswig-holsteinischen und dänischen Feudalstaat zwar in der gefeierten Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Februar 1500 tapfer behauptet, sie aber 1556 bei Heide doch verloren, und die Freiheitskämpfer der Schweizer Urkantone erscheinen uns nur in dem verklärenden Lichte der Schiller'schen Dichtung ideal; vom Standpunkt einer größern Staatsordnung haben Gefler und Rudenz gar nicht so unrecht. Geradezu verwirrend und gefährlich für das Volksgefühl wird diese Auffassung des Burenkriegs, wenn, wie man es leider von theologischer Seite zuweilen hören konnte, der Ausgang zu einem Probestein der göttlichen Gerechtigkeit gemacht wurde. Kein Zweifel, „jede Schuld rächt sich auf Erden,“ der Einzelnen wie der Völker, und so wird auch England einmal für seine Sünden in Südafrika büßen müssen; aber Wechsel auf so kurze Sicht, wie wir thörichten Menschenfinder ausstellen möchten, acceptiert der Himmel selten. Und werden nicht auch die Engländer von einem großen politischen Ideal beherrscht? Der Gedanke des Weltreichs ist der Nation bis in ihre untersten Schichten in Fleisch und Blut übergegangen; sie hat mit ihrem sichern Instinkt begriffen, daß sie ohne das Weltreich nicht mehr existieren kann, und daß es in Südafrika um Sein und Nichtsein geht. Alle Nichtswürdigkeiten englischer Kapitalistenkreise und alle Brutalitäten ihrer Kriegsführung, die uns mit Recht empören, machen sie darin nicht irre, obwohl sie weiß und tagtäglich empfindet, daß heute auf dem europäischen Festlande nichts verhaßter ist als der Name Englands. Politischer Idealismus ist auch das.

Eine zweite recht empfindliche Lehre, die der Krieg namentlich uns Deutschen erteilt, ist die Wahrnehmung, wie ohnmächtig die öffentliche Meinung ist in Fällen, wo sie mit den großen Interessen des Staats oder mit der Lage nicht übereinstimmt, die Regierung also außer stande ist, nach ihr zu handeln. Wäre es nach der öffentlichen Meinung in Deutschland gegangen, so hätte das Reich eine große Koalition bilden und England gebieterisch in den Arm fallen müssen, bloß um der Gerechtigkeit willen, als wenn wir für die ganze Welt zu Sittenrichtern und Polizisten bestellt wären — eine Auffassung, vor der Fürst Bismarck immer aufs dringendste gewarnt hat —, und ohne jede Rücksicht darauf, ob wir denn für einen so ungeheuern Einsatz irgend einen entsprechenden Gewinn in Aussicht gehabt hätten. Alle Vorwürfe und Klagen, die, versteckt oder offen, mit thränenreichem Pathos oder mit giftigem Hohn gegen die kaiserliche Politik erhoben wurden und werden, mußten vergeblich bleiben und sind vergeblich geblieben. Die Volkspolitik kann eben nur äußerst selten zur Staatspolitik werden, weil sie immer viel mehr von Empfindungen als von Erwägungen abhängig sein wird und die Lage der Dinge zu wenig übersehen kann. In diesem Falle können wir uns darüber mit unsern Nachbarn trösten. In Frankreich und

Rußland sind die Sympathien für die Buren nicht geringer als bei uns, und beide Staaten stehen in einem viel schärfern Gegensatz zu England als Deutschland; gleichwohl ist es weder der russischen noch der französischen Regierung eingefallen, den Engländern in Südafrika ein Quos ego zuzurufen, und sie würden eine Anregung Deutschlands in diesem Sinne wahrscheinlich sehr kühl abgelehnt haben.

Die lebhafteste Sympathie für die Buren hat nach ihren ersten überraschenden Erfolgen in Natal auch zu einer starken Überschätzung ihrer politischen und militärischen Leistungsfähigkeit geführt. Es ist jetzt bekannt, daß sie vor dem Ausbruche des Kriegs von Deutschland wohlmeinend davor gewarnt worden sind, die Sache auf die Spitze zu treiben, da eine Einmischung der Großmächte nicht zu erwarten sei. Wenn sie trotzdem in begreiflichem Mißtrauen gegen England loszueilen und einen Verzweiflungskampf der allmählichen Anglisierung ihres Staatswesens vorzogen, so zeugt das zwar von tapferm Mute und von dem festen Vertrauen in die Gerechtigkeit ihrer Sache, die diesen eifrigen Calvinern die Sache Gottes war, aber von einer richtigen Beurteilung der Weltlage zeugt es nicht. Vielleicht hat auch die Erinnerung an den siegreichen Heldenkampf ihrer niederländischen Vorfahren gegen die Übermacht Spaniens dabei eine Rolle gespielt, aber die Parallele trifft nicht zu. Einmal fochten die Niederländer auch für ihre Glaubensfreiheit, also für das teuerste Gut gebildeter Menschen; sodann wären sie ganz sicher unterlegen, wenn ihnen die Engländer nicht zu Hilfe gekommen und nicht 1588 die spanische Armada geschlagen, die Kraft Spaniens gebrochen hätten. Die Buren aber waren und blieben isoliert, und ein fanatisierender Glaubensgegensatz zu den Engländern besteht nicht. Ihre militärische Leistungsfähigkeit war und ist bewundernswürdig, sie sind die beste Miliz, die in der neuern Geschichte jemals ins Feld gerückt ist, in ihrer Schießfertigkeit und Beweglichkeit unübertroffen, aber doch eben nur eine Miliz, ohne feste Verbände, ohne straffe Disziplin und deshalb für strategische wie für taktische Offensive gleich unfähig. Nicht einmal von den vielen tüchtigen europäischen Offizieren verstanden sie den richtigen Gebrauch zu machen, weil sie sich in ihrem Bauerntroß nicht unterordnen wollten. In bloßer Verteidigung aber kann man wohl eine Schlacht gewinnen, aber ganz gewiß keinen Feldzug. Und doch beruhte ihre einzige Hoffnung auf Sieg in einer rücksichtslosen kühnen Offensive während der ersten Wochen, ehe die englischen Verstärkungen eintrafen. Wenn sie damals Natal überrannt und durch fortreizende Erfolge die freilich sehr bedächtigen Kapvölker zur Erhebung und zum Anschluß gebracht hätten, dann hätten die Dinge eine günstige Wendung für sie nehmen können; als diese kostbaren, entscheidenden Wochen ungenützt vorübergingen, als sie nicht einmal so oberflächlich besetzte Plätze wie Ladysmith, Mafeking und Kimberley, die doch gar keine wirklichen Festungen waren, bezwingen konnten, da war der Feldzug verloren. Völlends mit dem Kleinkriege allein werden sie ihr hartes Geschick nicht wenden können. Auch aus Spanien sind die Franzosen nicht durch die spanischen Guerilleros, sondern

durch die englischen Heere vertrieben worden, auch die Tiroler Bauern waren 1809 nur solange siegreich, als sie sich auf Österreich stützen konnten, und auch das nur in einem Hochgebirgslande. Kurz, der Glaube an die Kriegstüchtigkeit von Milizheeren gegenüber regulären Truppen hat einen schweren Stoß erlitten, eine herbe, aber heilsame Lehre für unsre Milizschwärmer!

Berichtigt worden ist auch unser Urteil über die Macht Englands. „Wo einst England lag, klappt heute eine ungeheure Lücke,“ konnte Treitschke 1870 emphatisch schreiben. Wir wissen heute nur zu gut, wo England liegt. Seine Rolle in der europäischen Politik war seit langer Zeit bescheiden, in der Weltpolitik — und nur von einer solchen kann heute die Rede sein — ist sie entscheidend. In dieser Beziehung ist es die stärkste Großmacht, weil es die beweglichste ist. Keine andre wäre imstande gewesen, in so kurzer Zeit eine Armee von 200 000 Mann mit allem Zubehör nach Südafrika zu werfen, in eine Entfernung hinaus, für die ein Schnelldampfer drei Wochen braucht, und das konnte England auch nur, weil es mit seiner überlegenen Flotte die See unbedingt beherrscht, also weder eine Störung seiner Truppentransporte noch einen Angriff auf das entblößte Mutterland zu fürchten hatte. Wir Deutschen empfinden freilich leicht etwas wie Verachtung für ein Volk, bei dem das Pflichtbewußtsein gegen den Staat so wenig entwickelt ist, daß es die bewaffnete Vertretung seiner Lebensinteressen Söldnern und „Freiwilligen“ zuschiebt, und das zu Anfang unter einer geradezu jämmerlichen Führung Schlappe auf Schlappe erleidet, auch schließlich nur mit fünffacher Übermacht den Gegner niederringt, aber dieses Urteil bedarf der Einschränkung. Auch wir Deutschen haben es nicht gewagt, ohne weiteres geschlossene, schon bestehende Truppentkörper nach China zu senden, sondern haben, obwohl die Verpflichtung des deutschen Fahneneides auf den Dienst „zu Wasser und Lande“ ohne jede Einschränkung lautet, neue Verbände aus Freiwilligen des Landheeres geschaffen, und in einem so ausgedehnten, öden, dünnbevölkerten und wegearmen Lande wie Südafrika wäre auch eine Armee von besserer Führung und Disziplin als die englische nicht so rasch mit einem Gegner wie die Buren fertig geworden. Jedenfalls ist das Machtbewußtsein der Engländer durch ihre Erfolge in Afrika gewaltig gestiegen, und die imperialistische Politik steht seit dem Ausfall der letzten Parlamentswahlen fester als vorher.

Ohne unsern Zeitungsdiplomaten zu nahe zu treten, wird man annehmen dürfen, daß unser Auswärtiges Amt diese Dinge beinahe ebensogut überfieht, wie die Staatsweisen gewisser Redaktionsstuben es thun. Trotz aller Sympathien konnte Deutschland die Burenrepubliken in der allgemeinen Weltlage des Jahres 1900 freilich nicht retten. Aber nur politische Kinder und Narren können hier von einem Zickzackkurs reden und dem Kaiser daraus einen Vorwurf machen, daß er jetzt nicht für die Buren eingetreten ist, während er doch im Januar 1896 dem Präsidenten Krüger seinen Glückwunsch zur Abwehr von Jamesons Raubeinfall aussprach. Als wenn nicht auch ein großer Unterschied bestünde zwischen einem Freibeuterzug, für den die Regierung des Landes, von dem er aus-

gegangen ist, jede Verantwortung ablehnt, und einem regelmäßigen Kriege, der ihr erklärt wird. Mit der Depesche vom 3. Januar 1896 nahm der Kaiser nicht gegen das amtliche England Partei, mit einer Verwendung zu Gunsten der Buren im Jahre 1900 hätte er es gethan, und wie empfindlich ein stolzes Volk in solchen Dingen ist, darüber sollte doch die Erinnerung an den zornigen Unwillen belehren, mit dem die deutsche Presse 1870/71 jeden Gedanken an die Einmischung des Auslands in den deutsch-französischen Krieg zurückwies. Hat Deutschland Veräumnisse in Afrika begangen, so liegen sie weit zurück, weiter zurück noch als der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890, der die Vorherrschaft in Mittel-Afrika preisgab, und den man auf Caprivis Rechnung setzt, weil er seinen Namen trägt. Nun, Leo von Caprivi war vielleicht kein Löwe, aber die, die dem Toten, der unter allen Umständen ein Ehrenmann war und sich gegen die Übernahme des Reichskanzlerpostens „bis aufs Blut gewehrt“ hatte, noch heute moralische Fußtritte versetzen, sind ganz sicherlich Esel. Schon in den achtziger Jahren hat England seine jetzige Vormachtstellung in Südafrika gewonnen. Es stellte 1884, ein Jahr nach der Errichtung der deutschen Schutzherrschaft über Südwestafrika, das Betschuanaland zwischen diesem und den Burenrepubliken unter sein Protektorat, schnitt diese durch die Besitzergreifung des Pondolandes 1885, des Sululandes mit der Santa Luciabai 1887 und des Tongalandes 1888 endgiltig vom Meere ab, nach dem sie hindrängten und hindrängen mußten, und sperrte ihnen zugleich jede Ausbreitung nach dem Lande nördlich vom Limpopo, wo nun die Chartered Company mit Eisenbahnbauten und Maximgeschützen ihr Zivilisationswerk begann. Dieser planmäßigen, ganz sichtlich auf die Erwürgung der Burenstaaten ausgehenden Politik ist Deutschland damals nirgends in den Weg getreten. Es hat keinen Versuch gemacht, Südwestafrika mit Transvaal und dem Oranjestaat in territoriale Verbindung zu setzen, es hat 1884 das Protektorat über beide abgelehnt, es hat die schon von den Gebrüdern Einwald erworbenen Rechte an der Luciabucht 1885 fallen lassen und in demselben Jahre die Möglichkeit, das Protektorat über das ganze Sultanat Sansibar zu erwerben, nicht in Wirklichkeit verwandelt. An dem Willen Fürst Bismarcks hat das viel weniger gelegen als an den Umständen, die auch er nicht immer meistern konnte, an der damals noch höchst mangelhaften kolonialen Energie in Deutschland und an dem Ungeschick einzelner Unterhändler, worüber Busch in seinen Tagebuchblättern ebenso Interessantes wie Unerbauliches berichtet (III, 195 f. 204). Dazu kam der verhängnisvolle Stillstand im Ausbau unsrer Schlachtflotte während der achtziger Jahre zu Gunsten der damals weit überschätzten Torpedoboote, der jedes energische Auftreten Deutschlands über See einfach ausschloß. Kurz, die kolonialpolitische Erbschaft, die Wilhelm II. übernahm, war keineswegs glänzend. Deshalb ist es eine gewissenlose Hezerei gegen den Kaiser und eine politische Brunnenvergiftung schlimmster Art, wenn man ihm zum Vorwurf macht, daß er Englands Wachstum in Afrika nicht verhindere.

Gewiß, dieses Wachstum ist uns schon deshalb nicht bequem, weil wir

durchaus kein Interesse daran haben, die stärksten Weltmächte noch stärker werden zu sehen, und wie sehr den Engländern der Kamm geschwollen ist, zeigt unter anderm die dreiste Äußerung des kapländischen Premierministers Sir Gordon Sprigg: man müsse die Walvischbai schon deshalb festhalten, weil ihr (deutsches) Hinterland doch einmal englisch werden müsse. Natürlich, ein Singo hält die ganze überseeische Welt für das Erbe John Bulls! Wie kann man solche Ruhmredigkeit, die uns nicht einmal etwas Neues sagt, für die Andeutung einer drohenden Gefahr nehmen! Das zeugt jedenfalls von wenig Selbstgefühl. Deutschland ist nicht Transvaal, und wir werden nicht einen Fußbreit unsers afrikanischen Besitzes verlieren, wenn wir ihn nicht selbst preisgeben, sondern verstehen, etwas daraus zu machen. Daran hängt es! Die Zurückhaltung des deutschen Kapitals und die jämmerliche Kurzsichtigkeit unsrer Reichstagsmehrheit, die für die Aufschließung unsrer Schutzgebiete durch Eisenbahnbauten trotz aller Vorstellungen der Sachverständigen zu wenig sorgt, während ringsum die Engländer mit ungeheuern Kosten, ohne krämerhaft nach der Verzinsung zu fragen, große Eisenbahnlinien bauen, die gefährden unsern Besitz; der Reichsregierung ist auch hierin kein Vorwurf zu machen.

Sie hat im Gegenteil die südafrikanischen Verlegenheiten Englands, die alle verfügbaren Streitkräfte des Reichs fesseln, offenbar sehr geschickt im Interesse unsrer Weltstellung zu benutzen verstanden. Ohne den Burenkrieg hätte England seine Ansprüche auf Samoa, die es so lange hartnäckig festgehalten hat, schwerlich fahren lassen, hätte es sich auch nicht aus der als sein selbstverständliches Recht betrachteten Vormachtstellung in China verdrängen lassen, hätte es nicht in das deutsche Oberkommando gewilligt, das keineswegs zu spät kam, wie boshafte Hohnreden deutscher Patrioten schadenfroh behaupteten, und das seine schwierige Aufgabe offenbar vortrefflich löst, hätte es endlich nicht das Abkommen vom 17. Oktober mit Deutschland geschlossen, worin es nicht nur auf jede weitere Gebietserwerbung in China verzichtet, sondern auch die Politik der offenen Thüren im ganzen Reiche anerkennt und damit jeden Anspruch auf die englische Vorherrschaft im Jantsethale, seiner bevorzugten „Einflussphäre,“ aufgibt. Die Großmächte haben diesen Grundsätzen zugestimmt und sich damit bis auf weiteres die Hände gebunden, die sachverständigen deutschen Interessentenkreise, die Reederei und Kaufleute in Hamburg und Bremen, in Schanghai, Hongkong und Tientsin haben dafür dem Grafen Bülow ihren Dank ausgesprochen, aber unsre „nationale“ Mörglerpresse wittert dahinter mit ihrer so untrüglichen Spürnase eine abermalige Übervorteilung Deutschlands durch England und sieht darin einen abermaligen Beweis für den „Zickzackkurs“ der kaiserlichen Politik. Ja, hat denn nicht gerade Fürst Bismarck den Satz aufgestellt, man müsse immer zwei Eisen im Feuer haben? Damals handelte es sich um das Verhältnis zu Osterreich und Rußland, jetzt stehn wir zwischen Rußland und England; wir dürfen es mit keiner von beiden Mächten verderben, müssen aber beiden Respekt einflößen und ihnen zeigen, daß wir niemand nachlaufen. Doch natürlich, wenn Fürst Bismarck

1879 von dem engen Einvernehmen mit Rußland zum Bündnis mit Oesterreich übersprang, so war das die höchste staatsmännische Weisheit; wenn die heutige kaiserliche Politik in China 1895 mit Rußland und Frankreich ging, im Jahre 1900 zunächst den gelinde gesagt sonderbaren russischen Vorschlag, Peking zu räumen, ablehnte und zu Falle brachte, dann sich zunächst mit England verständigte, so nennt man das „Zickzackkurs“! Übrigens: wäre es denn nicht möglich, daß sich Graf Bülow schon vor dem Abschluß des Vertrags mit England unter der Hand mit Rußland verständigt hätte, und das Abkommen seine Spitze nicht sowohl gegen Rußland kehrte, dessen thatsächliche Herrschaft in der Mandschurei es gar nicht berührt, als vielmehr gegen England?

Am 14. November wird der Reichstag wieder zusammentreten und dann auch über China zu Worte kommen. Nach den bisherigen Proben deutschparlamentarischer Weisheit in großen Fragen der auswärtigen Politik, z. B. in der Samoafrage, ist die Hoffnung, daß er der Reichsregierung nachdrückliche Unterstützung gewähren werde, nur sehr schwach; wir werden zufrieden sein müssen, wenn er sich und uns vor Europa und den umliegenden Erdteilen nicht bloßstellt. Zum Glück vertritt der Reichstag die Nation nur der Form nach, nicht ihren Geist; ihre beste intellektuelle und sittliche Kraft liegt nicht in ihm, sondern in Kreisen, die sich nicht gewerbsmäßig mit Politik befassen, vielmehr ruhig und gewissenhaft ihre tägliche Berufsarbeit thun. Um so mehr kommt darauf an, daß sich diese Kreise das Verhältnis zu ihrem Kaiser nicht durch eine unverständige, sensationslüsterne Presse vergiften lassen. Was die Reichsregierung heute, bei einer so unendlich wichtigen Wendung unsrer Geschichte, dringender bedarf als je, das ist nicht eine meist sachunkundige und darum ganz wertlose Kritik, sondern Vertrauen und Unterstützung bei der großen Partei der vernünftigen Leute. *



China



Die Frage, was der Pantsevertrag für uns und andre bedeute, kann am einfachsten durch die Gegenfrage beantwortet werden: Was wäre geschehn, wenn dieser Vertrag nicht geschlossen worden wäre? Und die Antwort müßte lauten: Der Pantse und der reichste Teil Chinas wären englisch geworden.

Hat man denn etwa schon vergessen, wie sich nach dem chinesisch-japanischen Kriege die Dinge in Ostasien gestaltet hatten? Japans Pläne waren abgewiesen, wir hatten Kiautschou genommen, aber England hatte die Pantseprovinzen für englische Interessensphäre erklärt. Was das heißt, wissen wir